

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 240 (1967)

Artikel: Abschalten ist auch eine Kunst

Autor: Königsberger, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Otto Königsberger

Abschalten ist auch eine Kunst

Bei unsfern Großeltern wohnte ein Zimmerherr, der uns Kindern aus mehrerlei Gründen sehr seltsam, fast unheimlich vorkam.

Einmal war er, wie Großvater zu berichten wußte, „rot“ organisiert. Daß Großvater selbst ein „Schwarzer“ war; das war uns bekannt. Zum andern war der „Rote“ ein Amateurathlet. Das war natürlich schon eine bessere Sache. Wie andere Leute unter ihrem Bett die Hausschuhe stehen hatten, so lagen bei ihm gewaltige Eisensachen herum, Stemmgewichte, die wir Kinder nur mit Mühe unter dem Bett hervorrollen und mit äußerster Anstrengung, die Hebelwirkung nutzend, an einem Ende um einige Millimeter hochwuchten konnten. Wir taten es sowieso mit äußerster Vorsicht, da wir alle in der festen Gewißheit lebten, eines Tages würde unser starker Zimmerherr zusammen mit den Eisenlasten unter seinem Bett – krach – durch den Fußboden brechen und unsere armen Untermieter zerschmettern.



Im Jahrhundert des Kindes
Die Swissair hat für ihre jüngsten Passagiere spezielle Kindermenüs eingeführt.
Photopress-Bilderdienst, Zürich

Das Unheimlichste aber blieb doch, wie unser Mann Morgen um Morgen den guten Milchkaffee meiner Großmutter trank. Ich habe im Leben seitdem viele verrückte Sachen gesehen, besonders auf dem Theater, aber so etwas nie mehr wieder.

Frisch gewaschen, sauber angezogen, pflegte unser „roter“ Athlet in die Rüche gestürzt zu kommen, seine große randvoll gefüllte Kaffeetasse zu ergreifen, zum Brunnenausguß zu springen, einen kräftigen Schluck abzuschütteln – um dann die Tasse mit dem kalten Wasserstrahl aufzufüllen.

„So ist er recht“, konnte er dann alle Morgen sagen, den Kaffee hinunterstürzen, seine Brote packen und Richtung Fabrik in Windeseile verschwinden.

*

All die Jahre her ist mir der Mann mit dem Wasserstrahl im Milchkaffee ein Ur- und Unbild der Eile geblieben. Morgen um Morgen hat er sich um den guten Kaffee betrogen, weil er keine Zeit hatte – und Tag um Tag, Jahr um Jahr, Epoche um Epoche, betrügen wir uns um so viele gute Dinge des Lebens, weil wir immer das Wasser der Eile dazuschütten.

In tausend Berichten und Büchern ist zu lesen, daß wir es endlich lernen müßten, gemächlicher zu leben, sollen wir nicht alle allzufrüh dem Manager Tod zum Opfer fallen. Schon die Kinder, sagen uns die Ärzte, können das „Abschalten“ nicht mehr. Und wenn sogar behauptet wird, man könnte keine Autos mit automatischer Schaltung verkaufen, weil wir eben unbedingt immer „Schalten“ möchten, so mag das wohl ein wenig übertrieben und sogar vielleicht eine hübsche Ausrede der Industrie sein – aber etwas ist doch daran.

*

In den Jahren der großen sozialen Bewegungen hat

der Dichter Richard Dehmel seine unvergleichlich schönen Verse vom Arbeitsmann geschrieben, die immer mit den Worten enden:

„— uns fehlt nur eins,
um frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!“

Leidenschaftlicher, tiefgreifender als der Kampf um Lohn, Ansehen und Lebensstandard ist der Kampf um die Zeit. Dabei haben wir sie seltsamerweise schon einmal besessen: im „finsternen Mittelalter“ gab es weit mehr Feiertage und Halbfeiertage, als wir heute mit unseren schönsten Errungenschaften zusammenzählen können, und die Menschen damals ließen sich auch bei der Arbeit viel mehr Zeit.

Mutmaßlich sind dabei diese Menschen mindestens genau so fleißig wie wir gewesen. Dafür zeugt, was sie geschaffen haben.

Heutzutage müssen wir schon wahnsinnig fleißig sein, um unsere Freizeit richtig „auszunutzen“. Man kommt ins Schwitzen, wie wir das Faulenzen betreiben.

*

Vielleicht sind wir aber doch schon auf dem Weg des Lernens; manches deutet darauf hin. Von einem gescheiten alten Herrn habe ich kürzlich das noch viel ältere, uralte Wort gehört: „Eine Hand voll Ruhe ist besser als eine Schürze voll Wind!“

Es könnte eine Art Parole sein. Nur bitte: Nicht gleich auf Transparente schreiben. Die müsste ja jemand herumtragen – und das wäre schon wieder kaltes Wasser im guten Kaffee.

Beinahe tragikomisch

Ein richtiger Komiker wirkt immer komisch, auch wenn ihm schrecklich ernst zumute ist. So ging es dem Humoristen Alec Munroe aus Belfast. Mitten im Vortrag auf der Bühne stockte er plötzlich und zog schreckliche Grimassen. Das Publikum schüttelte sich vor Gelächter, der Komiker schüttelte sich auch. Dann aber rannte er davon. Hinter der Bühne hatte ein Arzt viel Mühe, ihm sein Gebiß wieder aus dem Hals zu holen, das er beim Singen beinahe verschluckt hätte.

Max Huber

Glückliche Fügung

Krampfhaft umschlossen seine Finger das halbgefüllte Sektklar. Traurig starre Thomas ins bunte Treiben der Masken; es wollte keine rechte Fröhlichkeit über ihn kommen. Trotz überschäumen der Festlichkeit im großen Ballsaal des Kurhotels dünkte ihn alles schal und leer. Warum war er auch hierhergekommen? Hätte er sich doch nur von Richard nicht überreden lassen! Nun war's zu spät. Was nützte jetzt das Trübsalblasen inmitten der ausgelassenen Menge, der vielen Masken, der Dominos, Prinzen, Clowns, Haremsdamen und Grandseigneurs?

Manch bewunderndes Frauenauge streifte seine hochgewachsene, sportgestählte Gestalt. Die sonnenverbrannten Gesichtszüge des verkappten Kreuzritters steckten hinter einer schwarzseidenen Maske. Zweifellos eine stattliche Erscheinung, wenn sie nicht so allein und verlassen zwischen Sektkläschchen, hochstieligen Gläsern und bunten Papierschlägen gesessen hätte. Melancholische Gedanken verdüsterten des jungen Mannes sonst so helle Gesichtszüge.

Denn heute waren es auf den Tag genau fünf Jahre, seit er Thea, die Frau seines Herzens, kennengelernt hatte. Er war Student, sie Stenotypistin gewesen, beide nicht reich an Geld, doch einander in inniger Liebe zugetan. Ihr Glück dauerte nur wenige Monate. Eines Abends war Thea müde und verstimmt nach Hause gekommen und wollte unbedingt noch allein ausgehen. Und als er sie einige Stunden später am Arm eines andern sah, war für ihn alles klar. Er verließ sie ohne Abschied. In den nächsten Jahren hatte er verbissen gearbeitet. Aus dem jungen, unbekannten Ingenieurstudenten war der bekannte Diplom-Ingenieur Thomas Marti geworden. Seine Geschäfte gingen glänzend. Erst ein Jahr später erfuhr er durch Zufall, daß der Fremde, mit dem er Thea gesehen, ihr eigener Bruder gewesen war. Was nützten ihm alle nachträglichen Vorwürfe? Sie war und blieb verschwunden. Er versuchte sie in seiner Arbeit zu vergessen, doch ihr Bild blieb unauslöschlich in seinem Herzen haften.